

Auf der Spitze des nackten Reizes

Johann Gottfried Herders italienische Erlebnisse - vor zweihundert Jahren

Von Gunter Grimm

Der Glanz, den Goethe seiner Italienischen Reise zu geben verstand, lässt die Italien-Erlebnisse der Vorgänger und Zeitgenossen verblassen, der Gotthold Ephraim Lessing und Wilhelm Heinse, der Karl Philipp Moritz und Johann Gottfried Herder. Und doch lohnt es sich, auch über Herders Italienreise ein paar Reflexionen anzustellen. Wenn zwei dasselbe machen, ist es bekanntlich nie dasselbe, und die Gründe liegen oft näher, als der Reisende dies wahrhaben will - in ihm selbst nämlich.

Auf den ersten Blick scheint es einige Gemeinsamkeiten zwischen den Freunden zu geben. Goethe war bekanntlich bei Nacht und Nebel ausgerückt, um den unerquicklichen Weimarer Verhältnissen zu entfliehen, um in Italien zur Freiheit und zu sich selbst zu finden. Nicht viel anders ging es Goethes Freund Johann Gottfried Herder, der ja erst 1776 durch Goethes Vermittlung nach Weimar gekommen war. Goethes auf der Heimfahrt geschriebenes Wort, in Rom sei er „in seinem Leben das erstemal unbedingt glücklich“ gewesen, bestärkte Herder in seiner Reiseabsicht, auch wenn er, der ehemalige Mentor Goethes, nur ungern in dessen Fußstapfen trat.

Goethe hatte die Reise inkognito angetreten, als Maler Filippo Miller; Herder, der protestantische Generalsuperintendent, konnte die Gesellschaft nicht derartig an der Nase herumführen. Er reiste nämlich im Gefolge eines katholischen Prälaten - gewissermaßen als wissenschaftliche Begleitperson. Die

wahren Interessen des jungen, körperlich verwachsenen Hugo von Dalberg, Domherr zu Trier, Speyer und Worms, tendierten eher zum Weltlichen. Ab Augsburg gesellte sich dem Italientross Dalbergs Mätresse bei, die exzentrische Sophia Friederike von Seckendorff. Ihre Launen diktierten fortan die Reiseroute. Wen verwundert es, dass die anfängliche Hochgestimmtheit Herders sich bald ins Gegenteil verkehrte, zumal ihn die Mätresse mit sicherer Hand ausbootete. Dabei war Herder auf die finanzielle Unterstützung angewiesen. Im November trennte man sich schließlich; die finanzielle Abfindung des Domherrn verschaffte ihm seine Unabhängigkeit wieder - eine unbeschwertere Phase hätte beginnen können. Aber auch jetzt hatte Herder mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen; er wurde seiner Freiheit nie froh. Von Anfang an stand seine Reise in Goethes Schatten.

Im Juni 1788 war Goethe aus Italien zurückgekehrt, am 6. August brach Herder auf. Die Reise führte über Innsbruck und Bozen nach Verona und Ancona, dann ziemlich rasch nach Rom, wo sich Herder vom 19. September bis zum 1. Januar 1789 aufhielt. In Rom schloss er sich übrigens der Reisegesellschaft der Weimarer Herzogin Anna Amalia an. Gemeinsam mit dieser Gruppe reiste er nach Neapel weiter; der zweite römische Aufenthalt dauerte vom 20. Februar bis zum 14. Mai; auf der Heimreise kam Herder über Ferrara, Florenz und Venedig. Weitere Stationen waren Padua, Verona, Parma und Mailand. Am 9. Juli 1789 traf er wieder in Weimar ein. Soweit die äußeren Fakten.

Auch Herder erhoffte sich vom Italienaufenthalt eine „geistige Wiedergeburt“. Aber anders als Goethe war Herder auf seiner Reise nicht frei, die persönlichen und finanziellen Belastungen drückten schwer auf sein hypochondrisches Gemüt. Während Goethe sich bei Künstlern heimisch fühlte, grenzte Herder sich entschieden von dieser Gruppe ab und verkehrte nur bei seinesgleichen -

bei der römischen Geistlichkeit, wo er als „Bischof von Weimar“ die bekömmliche Reputation genoss. Das Jahrtausend alte Rom, von Goethe als Gipfelerlebnis verherrlicht, wirkt auf Herder eher abschreckend: als Mausoleum, als „Grab“, als „totes Meer“. Erst Neapel bewegt ihn zu enthusiastischen Worten. Doch auch hier schränkt er das Bekenntnis, in dieser „großen und schönen Natur“ könne er „wiedergeboren“ werden, durch den Nachsatz ein: wenn er nicht so alt wäre und jemanden Vertrauten um sich hätte.

Das Verhältnis Herders zu Goethe ist zahlreichen Schwankungen unterworfen; insgesamt überwiegen die negativen Äußerungen. Angeborenes Misstrauen und eine gewisse Profilierungsneurose spielen dabei eine nicht zu übersehende Rolle. Goethes eigene nonchalante Ratschläge in der Art „Wie der Mensch ist, muß es ihm werden“ oder „Genieße Rom, Sorge, daß Ihr nach dem Karneval nach Neapel geht“, sind ebenfalls nicht dazu angetan, den sauertöpfischen Generalsuperintendenten zu erfreuen. Ungünstig wirkt sich auch die ständige Konfrontation mit Goethes, von der Malerkolonie kultisch gepflegten Erinnerung aus: „Alles liebt und bewundert ihn, was ihn hier gekannt hat“ - berichtet Herder schon kurz nach dem Eintreffen in Rom. Die anfängliche Isolation verstärkt Herders üble Stimmung; erst nach und nach erwirbt er sich genügend Italienischkenntnisse, um auch in italienische Kreise zu gelangen. Dennoch, die Abgrenzung zu Goethes Lebensstil bleibt grundsätzlich: „Goethe hat gut reden“, schreibt er am 11. Oktober an die Gattin. „Alle seine Ratschläge in Ansehung Roms taugen nicht; er hat wie ein Künstlerbursche hier gelebet. Da schwätzt er und warnt mich vor dem schwarzen Rock und macht, daß ich den meinigen nicht mitnehme, und nun muß ich mir einen hier machen lassen, weil ich mit keinem andern, auch keinem gestickten, der immer nur Frack ist, in eine Gesellschaft kommen kann. Ich muß mich also in doppelte Kosten setzen, mir einen schwarzen und einen violetten zu kaufen; und so hat er mehr geredet; ich

habe mich manchmal schon über ihn geärgert, daß ein Mensch, der zwei Jahr in Rom gewesen ist, einen so ziehen läßt.“ Unmutig bricht er aus: „Ja, wohl bin ich in Rom auf meine Lebenszeit gewesen, aber in anderm Sinn, als Goethe es meint.“ Und drei Wochen später bekennt er seiner Frau, dass ihm „die Regeln aus Goethes Munde“ nicht schmecken. Er könne, möge und wolle nicht so leben, wie Goethe in Rom gelebt habe. Überhaupt spreche Goethe über Rom „wie ein Kind“, und er habe auch „wie ein Kind, freilich mit aller Eigenheit, hier gelebt“.

Etwas mehr Haar für den armen Kahlkopf

„Ich“, so fährt Herder in seiner mislaunigen Suada fort, „ich bin nicht Goethe, ich habe auf meinem Lebenswege nie nach seinen Maximen handeln können; also kann ich's auch in Rom nicht.“ Das Schielen auf den überlegenen Freund nimmt zuweilen peinlich-groteske Züge an. Herzog Karl August hatte beim Bildhauer Alexander Trippel eine Büste von Herder als Gegenstück zur bekannten Goethebüste bestellt. „O der leidigen Pendants“, beklagt sich der halb geschmeichelte, halb eitle Prälat, „Goethe hat sich als einen Apollo idealisieren lassen, wie werde ich Armer mit meinem kahlen Kopf dagegen aussehen!“ Besorgt wünscht er, dass Trippel ihm auf der Stirn „etwas mehr Haar“ anbringen möge: „Jetzt ist sie fast kahl..., welches mich gar zu philosophisch macht.“

Johann Gottfried und Caroline - gewiss ein klassischer Schutz- und Trutzbund, aber ebenso ein Schimpf- und Schmähverein, wenn sie sich hintangesetzt fühlten. Und das geschah oft genug. Carolines pflichteifrige Hofberichterstattung war nicht dazu angetan, seinen Groll zu lindern - dafür sorgte schon die Verpackung, mit der sie Goethes lockere Aussprüche servierte.

So schließt die erboste Gattin an Goethes Bonmot, es werde Herder „nicht eher wohl werden in Rom“, bis er liebe, einen ungehemmten Gefühlsausbruch an: „Gebe das gute Schicksal Dir gute Stunden für manches lange Leiden; nur sei klug und vorsichtig, lieber Engel. Über den Alpen bist Du wieder ganz mein; ja Du bist mein, Du bist mein!“ Carolines Erregung spiegelt sich umgehend in Herders Reaktion - Caroline solle Goethe melden, „daß wenn Liebe zur Glückseligkeit in Rom gehört, ich leider noch nicht liebe“.

Caroline ändert allerdings im Laufe von Herders Abwesenheit ihre Meinung über Goethe. Anfänglich über seine künstlerhaft-egozentrischen Äußerungen empört und ungehalten, erkennt sie zunehmend die Festigkeit und Beständigkeit seines Wesens; ja sie wirbt geradezu bei Herder für Goethe um Verständnis, als dieser sich immer schroffer vom Weimarer Freund absetzt. Er bleibt indes bei seinem, anfangs von ihr durchaus geschürten Vorurteil, Goethe sei ausschließlich ein kaltherziger Künstler. „Was Du über Goethe schreibst, ist ganz wahr“, erklärt er am 10. Februar aus Neapel, „meine Reise hierher hat mir seine selbstige, für andere ganz und im Innern unteilnehmende Existenz leider klärer gemacht, als ich's wünschte. Er kann indessen nicht anders; laß ihn machen; es tut wehe, es zu fühlen, daß man einen angenehmen Traum verloren habe, und doch ist's besser wachen als träumen.“ Bei diesem Urteil bleibt es, und zweifellos hat der Italienaufenthalt zur dauernden Entfremdung beider beigetragen.

Zu den psychischen Hemmnissen tritt als objektives Faktum hinzu, dass Herder, anders als der lebenslustig-ledige Goethe, sich durchaus an Caroline, sein geliebtes und treu für ihn sorgendes Weib, gebunden fühlte. Sie ihrerseits überwachte ihn auch aus der Ferne mit Argusaugen. Schon zu Beginn der Reise ängstigt sich die gute Gattin um die Tugend des Ehemann; der Bericht einer

Freundin habe sie einigermaßen beruhigt, die Italienerinnen vermöchten offenbar das Herz nicht zu fesseln. Freilich dürfte ihr Wunsch, „Sie mögen auf alle Weise Dein Leben angenehm machen, nur Dich nicht festhalten“, nicht gar so ernst gemeint sein. Vermutlich steckt sie auch hinter der unkindlichen Äußerung von Sohn Gottfried, die Weimarer Herzogin habe aus Rom berichtet, wie beliebt Herder bei den römischen Damen sei, doch solle sich die Mutter darüber keinen Kummer machen, „denn Sie blieben ihr so treu wie ein Generalsuperintendent“. Caroline wittert überall Gefahr für den kahlköpfigen Gatten. Als sie Herder im „sinnlichen“ Neapel weiß, verdichtet sich ihre Furcht zum Trauma. „Ich wollte fast wetten“, schreibt sie, „daß Du mir in dieser Nacht untreu - nein das nicht - nur daß Du genossen hast.“ Angstträume quälen sie, und auch Goethes weltmännische Tipps helfen nicht mehr. Schließlich wird es Herder zu bunt. Er antwortet seiner Eehälfte dezidiert, sie solle sich doch über ihre Träume nicht beunruhigen, und er fährt fort: „Ich habe Dir schon geschrieben, in welcher jungfräulichen Enthaltensamkeit ich lebe und wahrscheinlich immer leben werde; denn das andere Ding ist der Mühe nicht wert, oder es hat zu viel Gefahren für Seele und Körper.“ Sein schmaler Geldbeutel und seine Gebundenheit erlaubten ihm gar keine Seitensprünge, und überhaupt weise er alle Versuchungen von sich, weil er „als verständiger Mensch“ sein Leben im Kreis seiner Familie zu endigen gedenke. „Ich fühle es“, setzt er pathetisch hinzu, „Buhlereien schicken sich nicht mehr für meine Jahre, und sie sind mir durch die Umstände meiner Reise ganz fremd geworden. Wo alles sinnlich ist, wird man unsinnlich; man sucht mit seiner Seele etwas, das man mit den Sinnen nicht findet.“ Ein Körnchen Wahrheit lag freilich doch in Carolines Furcht.

War Herders Reise ein totaler Misserfolg? Eines seiner Ziele war das Auffinden seltener Bücher besonders in der vatikanischen Bibliothek. Da ihm der freie

Gebrauch der Kataloge oder die selbständige Ansicht der Schränke nicht erlaubt wurde, misslang dieses Vorhaben. Schließlich ergreift ihn sogar „eine Art inneren Ekels und Überdrusses“ vor dem „Kerker“ der Vaticana, „in dem so viele Gefangene hinter Schlössern unnütz liegen“. Gegenüber seinem Dienstherrn Karl August von Weimar glaubt er sich dennoch zu einer positiven Nachricht verpflichtet: Er habe „auf manchem Spaziergange von ein paar Stunden mehr gelernt“, als er „durch das Lesen von hundert Büchern je würde gelernt haben“. Freilich, empirische Beobachtungen zum italienischen Alltagsleben darf man in seinen erst 1980 aufgefundenen Aufzeichnungen nicht erwarten. Herder betrachtet Italien mit den Augen des Winckelmannianers, als Kunstkenner und Humanist.

Besonders die Abgrenzung von Goethes Kunstverständnis verdeutlicht Herders Standpunkt. Er ist sich des Unterschieds zwischen der Sehweise des schaffenden Künstlers Goethe und der eigenen, um Verstehen und Einfühlen bemühten Betrachtung sehr wohl bewusst. Er schreibt Goethe einigermaßen gereizt: Wenn er aus Italien zurückkomme, müsse Goethe ihm unbedingt erzählen, was er gesehen habe und er, Herder, „hätte sehend sehen sollen“. Herder betrachtet die Kunst, und bezeichnenderweise geht es immer nur um antike Kunst, mit anderen Augen. Statuen und Kunstwerke, so bekennt er seiner Frau, schlossen ihm eine „ganz andre Welt“ auf und gewährten ihm „die schönste Philosophie“. Er vergesse bei ihnen „Zeit und Stunde wie ein Verliebter“. Sie gelten ihm geradezu als „Kodex der Humanität in den reinsten und ausgesucht'sten, harmonischen Formen“. Gegenüber Herzog Karl August bezeichnet er die Skulpturen als „das reizendste, was Rom“ habe - „alle Zeichen und Wunder Raffaels selbst nicht ausgenommen“. Und gleichlautend an Goethe: Die Gemäldegalerien jagten ihn immer zu seinen „geliebten Statuen“ zurück, von denen er sogar schon träume - sie seien im Grunde sein „liebstes

und wahres Heiligtum“. Aus einem Brief an Knebel erfährt man gar, dass er täglich drei Stunden vor den Plastiken schauend verbringe.

Nun ist es sicherlich richtig, dass die Plastik seit je im Zentrum von Herders Ästhetik gestanden hat; in seinen frühen ästhetischen Schriften stellt er die Skulptur an die Spitze der Bildkünste. Während Malerei nur Oberfläche, Kleid und Hülle zustandebringe, schaffe Bildnerei dagegen schöne Formen und beseelte Körper. Diese rigide Trennung ist weniger befremdlich, vergegenwärtigt man sich Herders Kunstideal, das den edlen Menschen in den Mittelpunkt stellt. Die edlen Skulpturen, so phantasiert Herder gegenüber seinem Herzog, vermittelten der Seele „Formen der Wahrheit und Schönheit, des Anstandes und der Bildung allgemeiner Begriffe“. Nun erlauben die im Weimarer Staatsarchiv wiedergefundenen Italienaufzeichnungen, diese programmatischen Briefurteile nachzuvollziehen. Sie enthalten in gewisser Weise sein Intimstes, und zwar nicht, wie zu erwarten gewesen wäre, bewegte Klagen über Nöte und Drangsale der Reise, sondern fast ausschließlich Beschreibungen antiker Bildwerke. Sie kompensieren die negativen Erlebnisse, wirken fast wie eine Flucht aus der unerträglichen Gegenwart Roms in die harmonische Idealität der Kunst.

Herder deutet die antiken Götter als Verkörperung des reinen Menschentums. Das signalisieren ständig begegnende Epitheta wie „edel“ und „rein“, „groß“ und „hoch“, lauter ethisch-menschliche Attribute mit dem unübersehbaren Hang zum Harmonisch-Idealisierenden. Diesem einstigen ästhetischen Ideal entspricht die partielle Wahrnehmung: Herder fühlt sich nur in die Gruppe der apollonischen Schönheiten ein - hierin ganz ein Schüler Winckelmanns, der vom vollkommenen Kunstwerk Ideengehalt, Schönheit und Anmut verlangt hatte. Dennoch ist Herders Beschreibung ganz so ätherisch auch wieder nicht,

und zwar nicht bloß, weil er die Priorität des Tastsinns mit seinem ganz sinnlichen Zugriff gegenüber dem eher oberflächlich die Skulptur erfassenden Auge betont.

Die Wahl der Objekte hängt ja von der Hierarchie der Sinne nur bedingt ab. Herder aber bevorzugt eindeutig schöne Frauengestalten. Seine Äußerung „Wenn mich etwas in Rom tröstet, sind's die Statuen und Köpfe“ lässt deutlich erkennen, worüber die Beschreibungen hinwegtrösten sollen. Während bei den Männerfiguren eher konventionelle Metaphorik herrscht, steigert sich Herders Emphase beim Ertasten der weiblichen Schönheit. Das fängt an bei der unverfänglichen Beschreibung der Ceres aus dem Palast Rondanini, bei der Herder lapidar konstatiert, „voller Busen, aber schön“. Genauer sieht der Herr Generalsuperintendent bei einer „äußerst schlanken“ Diana-Statue hin: „Die Brüste hoch, aber jungfräulich straff wie ein Hügel, insonderheit die linke.“ An einer Muse rühmt er die „lieblichen Brüste“, an einer anderen die „jungfräuliche Brust“, wobei „durch das Vorwerfen des Gewandes über den Schoß“ das „dünne engbekleidete Leibchen bis zum Schoß sichtbar“ werde. „Das Gewändchen zwischen den Brüsten beugt sich niedlich herunter.“

Des Superintendenten stete Busenobsession

Die Urania aus dem Museum Clementinum scheint ihm gar anständig bekleidet zu sein: „Über die Brust geht das Obergewand unter der rechten Brust über die linke bis zur Schulter hinauf, daß die linke Brust also auch überdeckt wird und nur unter dieser Falte das Spitzchen sanft kennbar bleibt. Überdem ist alles, auch die rechte Brust, bekleidet.“ An der mit „einem schönen Kamisolchen faltig bekleideten“ Melpomene erfreut ihn „eine schöne, spitze, jungfräulich strenge Brust“, an einem Hermaphroditen die „schönen, starkgeschwollenen,

jugendlichen Brüste“ und die vier Daumen lange „schöngeschwollne elastische Scham“. Selbst an der „hohen kolossalischen“ tragischen Muse bemerkt er Brüste „jungfräulich stark und hart“.

Herders Busenobsession macht weder vor Jungfrauen noch Matronen halt. Ob „tiefer hinab“ und „sanft-mütterlich“ gegürtet, oder ob „groß und majestätisch“ wie bei einer Juno - nichts entgeht seinem sachkundigen Blick! Doch er ist auch gegenüber anderen Reizen aufgeschlossen. An einer Musenmutter erscheint ihm der „rechte, etwas angespannte“ Schenkel bemerkenswert; er ist nämlich „voll, reich, fest, aber tief unter dem vollen Gewande“; auch an schlanken Hälsen, wohlgerundeten Waden und zierlichen Füßen vermag er sich nicht satt zu sehen. Den Gipfel seines Fleisch-Enthusiasmus erreicht er in der zweiseitigen Beschreibung einer hellenistischen Venus aus dem Clementinum. „Von hinten zeigt sich der schöne Hintere, ohne das, was unter ihm ist... Zur linken Seite sieht man die schöne Krümmung und Hebung ihres Leibes, die linke Brust unter dem linken Arm, mit dem Ellbogen vorwärts, die vortreffliche reiche linke Hüfte, auf der sie sitzt mit allem schönen Reichtum der Weiche der untern Seite, die stehende Wade, das untergeschlagene rechte Bein und die Finger der verborgenen rechten Hand; dies ist wohl die ahnungsreichste, wollüstige Seite.“ Die angehängte Legitimierung des Nackten wirkt einigermaßen künstlich: „Rechte Probe, wie Scham, Denudation verschieden ist und gegeneinander: so auch Scham und Schönheit. Verhüllung und Nacktheit streiten, was verhüllt werden muß, auf der höchsten Spitze des nackten Reizes.“

Bestätigt wird die Geheimbotschaft dieses Tagebuchs durch die Begegnung mit der 47jährigen Malerin Angelika Kauffmann. Hier findet Herder endlich ein fühlendes Herz für seine Nöte. Die Malerin verkörpert ihm „die Moralität, Frömmigkeit, Sittsamkeit, Reinheit und Unschuld selbst“, und er gerät fast ins

Schwärmen über diese „einzige Seele“, die er in Rom gefunden habe. Unüberhörbar klingt verdeckte Erotik an: Die liebe und holde Angelika sei nur leider durch die „fatale Kunst ... auf ihrem Stamme vertrocknet“.

Alle Personen, die sie porträtierte, erhielten einen idealisierten Anstrich. Wahrscheinlich ungewollt kommt er zum hintersinnigen Resultat: „Sie kann nicht anders und ist überhaupt eine zarte Engelsfrau oder vielmehr Jungfrau, das sie leider noch sein mag.“ Auch sonst weiß er dieses „seltne jungfräuliche Kunstwesen“ nicht genug zu rühmen. „Ich bin bei ihr fast alle Tage“, bekennt er offenherzig. Was schließlich meinen so vieldeutige Worte wie „Leider, daß sie in Rom, dem verwünschten Rom lebet, und noch so manches andre Leider!“? Die solchermaßen misstrauisch gemachte Gattin beruhigt er umgehend und pflichtschuldigst, es handle sich um eine rein geistige Beziehung: „Fürchte auch nichts von der Angelika Freundschaft. Sie ist die honetteste Frau von der Welt; ihr und mein Gemüt wendet sich anderswohin. Sie ist, wie ich wiederholen muss, eine wahre sittliche Schönheit“, welche die Sinne nicht reize.

Man sollte freilich aus solchen sprechenden Dokumenten, wozu sicherlich auch der von Liebesbeteuerungen gespickte Briefwechsel des Ehepaars gehört, nicht die Bilanz ziehen, Herders Italienreise illustriere nur Eichendorffs schlichte Volksweisheit „Wer in die Fremde will wandern, der muß mit der Liebsten gehn...“ Der Italienaufenthalt trug auch geistige Früchte. Er bestärkte Herder im systematischen Ausbau seiner Humanitätsphilosophie. Die griechische Kunst gilt ihm fortan als „Kennzeichen einer reinen Unbefangenheit“, eines „richtigen Gefühls“ und „tieferen Mitgefühls“. Bei Raffael und dem Klassizisten Anton Raphael Mengs erkennt er eben diesen antiken „Geist der Ruhe“, in den Gemälden der Angelika Kauffmann die „eingeborne moralische Grazie“. Diese unhistorisch typisierende Anschauung bedeutet in Herders Denken jedoch eher

einen Rückschritt. Auf die „ätherisch-unsinnliche“ Kunstbetrachtung des älteren Herder trifft der Einwand der epigonalen Antike-Nachahmung, gegen die er in seiner Jugend zu Felde gezogen war, durchaus wieder zu. Die erzwungen „unsinnliche“ Lebensweise seines Italienaufenthaltes hat sich unversehens in sein Kunstideal eingeschlichen.

Eine andere Konsequenz ist die Verstärkung des Nationalen. Zweimal erscheint in Herders Briefen der Gedanke, er habe erst in Italien sein eigenes Deutschtum zu schätzen gelernt. Bezeichnenderweise wieder in Abgrenzung von Goethe, dessen Verhältnis mit Christiane Vulpius er als Folge des römischen Lebenswandels auffasst, während er selbst nach Rom gereist sei - „um ein echter Deutscher zu werden“.

Herder erblickte in seiner Italienreise, an deren Ende er „des Sehens und Reisens satt“ war, erstaunlicherweise eine „hohe Schule“ weniger der Kunst als des Lebens. Dies deutet nicht etwa auf die Unergiebigkeit der Reise in Sachen Kunst, sondern auf die Bedeutung, die Herder nun dem „humanen Kern“ der Kunst zugestand:

*Nicht Kunst, nicht Wissenschaft: Die Kunst des Lebens
Ist Wissenschaft, sonst ist die Kunst vergebens.*

Es wäre verfehlt, aus diesem Bekenntnis Herder gar einen Strick drehen zu wollen: er selbst habe in Italien gerade nicht diese „Kunst des Lebens“ erlernt. Die Verse zielen auf anderes: auf die Integration der Humanität in Wissenschaft und Kunst, auf das sittliche Fundament, das Herder an Goethes Kunst- und Lebensauffassung immer mehr vermisste. Konsequenterweise war es, wenn er der Lehre vom interesselosen Schönen immer entschiedener sein Credo

entgegenstellte: alle Kunst habe der humanen Persönlichkeit zu dienen. Zieht man alle negativen und skurrilen Begleitumstände von Herders Italienaufenthalt in Betracht, so ist das Niveau und die Konsequenz seiner Sublimierungskunst durchaus bewundernswert - bei aller Skepsis.

Redaktion: Ruprecht Skasa-Weiß

DIE BRÜCKE ZUR WELT

Sonntagsbeilage der Stuttgarter Zeitung

Samstag, 19. November 1988

JOHANN GOTTFRIED HERDER und die Gemahlin Caroline



JOHANN GOTTFRIED HERDER und die Gemahlin Caroline



ANGELIKA KAUFFMANN in ihrem Atelier in Rom